

Kramerius 5

Digitální knihovna

Podmínky využití

Knihovna poskytuje přístup k digitalizovaným dokumentům pouze pro nekomerční, vědecké, studijní účely a pouze pro osobní potřeby uživatelů. Část dokumentů digitální knihovny podléhá autorským právům. Využitím digitální knihovny a vygenerováním kopie části digitalizovaného dokumentu se uživatel zavazuje dodržovat tyto podmínky využití, které musí být součástí každé zhotovené kopie. Jakékoli další kopírování materiálu z digitální knihovny není možné bez případného písemného svolení knihovny.

Hlavní název: **Prager Presse**

Stránky: **II, III**

warten. Ein Derwisch strich den Pfad hinab und pffif sich etwas unter die Nase. Irgendwo kreischte ein Nachtvogel. Wir gingen an unseren Diebstahl. Noch vor der Dämmerung hatten wir uns einen Grabstein gemerkt, aber den konnten wir nicht herausbringen. Endlich entschlossen wir uns, eine Tafel zu nehmen, die leichter und näher am Ufer war. Wir wackelten sie aus der Erde heraus, schleiften, tortelten und stießen sie bis ans Wasser... Gut, daß niemand die Schändung sah!

Und als wir die Tafel im Boot hatten, rauchten wir in aller Ruhe und legten uns dann mit allem Eifer auf die Ruder, um so schnell wie möglich die seltene Schmugglerware an das gegenseitige Ufer zu bringen. Die Uferleuchter konnten uns entdecken. Wir schwiegen, und natürlich hatten wir alle Angst. Nazim-Effendi wußte nicht, welche Reason dieser Diebstahl haben konnte, aber er wußte, daß man dafür auf der Polizei die Jacke vollkloppen konnte, und daher war er es, das ganze Vorhaben am wenigsten verstand!

Wir hatten ausgerechnet, um vier Uhr in Bujuk-ada zu sein, falls uns die Polizei nicht kaperte. Als wir an Galata vorbeischnitten, schiefte Stambul noch nicht. Wir führen geräuschlos, solange wir nicht in die Marmara einbogen und in den vollen Mond gerieten. Dann waren wir sicher und rauchten. Es wurde lustig. Nazim-Effendi sang. Wir lüfteten das Segel, unser Boot grub Wellen auf.

Bujuk-ada, das irdische Paradies, schlief. Wir wickelten unseren Toten ein, schnürten einen Strick darum und nahmen ihn aufs Ruder. Es war nicht leicht, ihn auf die Terrasse zu heben. Das Pförtlein stand offen, auch die Tür. Das Sofa war mit blendend weißem Nachzeug überzogen. Ich kratzte an der Tür und vernahm ein munteres Flüstern:

— Sind Sie allein?
— Nein, wir sind zu dritt. Wir haben das Gedanken mitgebracht.
— Im Ernst? Sie haben einen Grabstein mit?
— Bestimmt! antwortete ich.

Einige Augenblicke Schweigen, dann ein geräuschvolles Lachen:

— Ich habe Sie gestern mißverstanden. Ich meinte ein anderes Gedanken und ließ das Pförtlein offen. Großartig! ...
Welch ein Aeger! In jenem Augenblicke hatte ich alles begriffen. Sie kam auf mich zu, im Nachtmantel, reichete mir freudig die Hand, die ich verblüfft küßte. Sie zündete ein Licht an, raffte das Bettzeug in der Sofaecke zusammen und sah mich pffiffig an.

— Tsss... großartig! Bringen Sie ihn herein! sagte sie und ging mit dem Licht auf die Terrasse.

Wir hoben das Ruder empor und schleppten die Last keuchend an das Sofa. Wickelten den Teppich auf und...



Die Türkin trat mit großen Augen und abwehrender Geste in einen dunklen Winkel. Ich wahrte immer noch meine stolze Haltung. Nazim-Effendi sah auf das Weib, dann auf den Stein und schlug sich aus dem Zimmer mit einer Behendigkeit, die bei seinen grauen Haaren eigentlich nicht zu erwarten war. Dem Weib wollten die Augen aus den Höhlen treten. Ich begriff gar nichts. Da sah ich, daß Fekrid-Bei seine verwirren weißen Hände in den schwarzen Bart vergrub und diesen ins Maul steckte, um nicht mit einem Lechen herauszuspringen. Der Mantel der Türkin hatte sich aufgeschlagen und sie merkte es nicht, daß sie entblößt vor uns stand. Der Schreck in ihren Augen verwandelte sich in Zorn, die Augen wurden rund wie beim Vogel. Ich wollte in die Erde versinken, als sie mich ansah. Ich hatte den Eindruck, daß sie mich schlagen werde. Sie ferkelte mit den Händen und ihre bebenden Lippen sprudelten in Türkisch. Fikred kaufte seinen Bart.

— Wir haben den Grabstein ihres Großvaters, des Paschas, hergebracht, sagte er zu mir in russischer Sprache.

Die Frau weinte und stampfte mit den Füßen. Wir hatten das Zeltalter ihres Todes in ihr Haus gebracht. Sie warf uns samt ihrem Ahnen aus dem Hause hinaus. Man darf den Tod nicht im Hause haben.

Nach jener Nacht sah ich eine herrliche Dämmerung und den wundervollen Aufstieg der

Sonne aus Anatolien. Fekrid-Bei schlief neben dem Stein, den wir wieder in das Boot geschleppt hatten. Ich saß am Steuer und beobachtete, wie die Sonne den neuen Tag schafft. Nazim ruderte und duseelte dabei. Die Sonne weckte Fikred, und Fikred weckte Nazim. Sie begannen eine türkische Unterhaltung und arbeiteten so eifrig mit den Händen, daß das Boot mitschaukelte. Nazim zeigte auf die emporstehende Sonne.

Fekrid-Bei lächelte und sagte zu mir:
— Er meint, wir müßten den Stein in die Marmara schmeißen. Der Stein drückt sein Gewissen, er hat Angst, daß man ihn auf die Polizei nimmt. Vielleicht ist es auch tunlicher, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist. Sie, der Christenbund, haben an das Lager der Gnädigen einen Totenstein gebracht. Der Roman ist sowieso aus.

Fekrid-Bei sah mich voll Teilnahme bilnzend an. Ich gab Nazim ein Zeichen: über Bord damit.

Die Sonne im Bosporus ist dreimal so groß wie in Moskau. Im Bosporus, am Schwarzen Meer, liegen die Ruinen von Scylla und Charjydis. Unter den Türmen Mohammeds des Eroberers zeigt man den Platz, wo der Fürst Oleg an Land ging, mein Vorfahr, der nie seinen Schild an die Tore von Zargrad genagelt hat.

(Aus dem Russischen übersetzt von H. Block)
Das Original in „Krasnaja niva“ Nr. 14.

Mädchen

Von Vojtěch Míxa

Die Sonne brannte auf den Thymian am Fuße des Felsens und sein Duft drang bis zu uns in den anmutig schönen Wald. Wir lagen schweigend da und gaben uns der lauen Weichheit des Moores hin. Zwei Mädchen und ich. Die Welt ist zuweilen so schön, daß du darob unglücklich wirst. Vielleicht ist es nicht einmal das Bild der Welt, sondern ein ungewisser Gedanke an sie. Du stellst dir eigentlich nichts vor und es ist dir nur bekommen zumute ob so vieler Schönheit.

Ich war zwanzig Jahre alt und hätte Paula gern geliebt. Ich liebte sie zwar nicht, war mir jedoch gewiß, daß ich sie geliebt hätte, wenn sie gewollt hätte. Ich konnte mir damals nicht vorstellen, daß ich jemanden lieben könnte, der mich nicht lieb hätte. Die Jugend ist schön, aber Paula hatte irgendwo einen Burschen, irgendeinen Taugenichts, den ich nicht kannte, aber verachtete. Vielleicht war es gar nicht die Schönheit der Welt, derentwegen ich traurig war. Paula erhob sich schweigend und ging ziellos tiefer in den Wald. Auch Krista regte sich und indem sie zwischen den Fichtenzweigen auf den blauen Himmel blickte, fragte sie seufzend: „Wie lange bleiben wir noch hier?“ (Wir waren in der Sommerfrische.) Plötzlich hatte ich Lust fortzugehen. Fort aus dieser Schönheit und von Paula.

„In ungefähr zwei Tagen fahre ich fort.“ Stille. „Lieben sie Paula?“ Niemals habe ich eine ergreifendere Stimme vernommen. Es war eigentlich eine vorwitzige Frage, aber sie bedeutete soviel wie: „Du leidest so wie ich. Warum liebst du nicht mich?“ — „Paula nicht.“ Paula näherte sich uns wieder. „Kommt weiter, Faulpelze.“ „Hier ist es schön.“ sagte Krista so, als läge sie und wartete, ob ich aufstehen werde. „Hier ist es schön.“ zögerte ich und Krista lachte leise. Er liebte Paula nicht, sonst wäre er aufgestanden und mit ihr gegangen, denn sie ging und sagte nicht einmal, wohin. Sie ging ihrem Herzen nach, das in Gesellschaft bedrückte und in der Einsamkeit schmerzte. „Wen also?“ Der Klang dieser Worte schmeigte sich an die Erde und flog nicht empor. Ich konnte ihr nicht in die Augen blicken, denn sie war so gut, aber ich

sehnte mich danach, geliebt zu werden. Ich ergriff ihre Hand und küßte sie. Sie breitete die Arme aus, ich kniete neben ihr nieder und küßte sie auf den Mund, wie man aus einer Quelle trinkt. Am folgenden Morgen verdroß es mich, daß Krista an meine Liebe glaubte. Alles erschien mir grau und nicht einmal Paula hätte ich mehr zu lieben vermocht. Dennoch aber hätte ich um nichts aus der Welt Krista verletzt. Sie mußte mir glauben. Uebrigens bedeutete einem jungen und so guten Mädchen ein Händrücken Leides. Es liebt tief und mit jedem Gedanken seines Tages und jedem zarten Seufzer seiner Nacht. Aber der Ausdruck seiner Liebe ist ein Händrücken. Etwa eine Woche später sagte sie mir: „Lach mich nicht aus, weil ich so dumme bin, aber ich dachte immer, daß ich den ersten Kuß erst meinem Manne geben werde.“ Aus so einem Ausspruch weht einem das Kloster entgegen, in dem junge Mädchen ähnliche törichte Dinge träumen, aber ich wußte, was sie mir damit sagen wollte: Daß sie mich so sehr liebte, daß sie selbst diesen ersten Vorsatz nicht erfüllt hatte. Und daß sie sich darüber klar sei, daß ich sie nicht heiraten würde. Sie sagte mir auch, daß sie meine Vergangenheit nicht kennen wolle, ob ich aber jetzt nur sie liebe? Obwohl ich erst zwanzig Jahre alt war, war ich froh, daß sie meine Vergangenheit nicht kennen wollte. Denn für so ein Mädchen ist die Vergangenheit wieder nur ein Händrücken. Und ich war schon „verdorben“.

„Und wenn du diesen Ring von einer Dame hast, dann trag ihn nicht, wenn du mit mir gehst.“ „Ich habe ihn von der Mutter zum Namenstag bekommen.“ — „Merkwürdig, wie lächerlich die grausamsten Zweifel wirken, wenn man sie ausspricht. Das Leben ist eigentlich sehr einfach.“ Als ich fortfahren sollte, nahmen wir einigemal Abschied. Eine ungemein ernste Zeremonie, die jedoch durch die Wiederholung leidet. Schließlich fuhr ich dennoch. Sie schrieb mir nach Prag jene kleinen Briefe, die junge Mädchen vom Lande schreiben und in denen sich immer in verschiedenen Variationen der Satz wiederholt: „Es ist nicht das, was ich dir schreiben wollte. Alles preßt sich in mir zusam-

men, wenn ich das weiße Papier vor mir sehe.“ In Prag blickte ich auf diese Liebe verächtlich herab. Es klingt grob, aber sie erweckte in mir dasselbe Gefühl, wie wenn ich im Winter einen ruinierten und von der Sonne verbrannten Strohhalm betrachtete. Ich wußte, daß Krista krankelte, sie erwähnte dies jedoch nie in ihren Briefen. Sie schrieb mir übrigens seitener und ich besuchte mich nicht zu antworten. Und da kam plötzlich eine Karte aus Davos: „Das ist unser Sanatorium. Dort, wo das Kreuzchen ist, liegt ich beinahe den ganzen Tag, ob die Sonne scheint oder nicht. Ihre Krista. Schreiben Sie mir, lieber Freund, ich bin ein wenig traurig.“ Mein Herz füllte sich mit kalten Tränen. Ich wußte nichts, aber infolge der Privilegien der Liebe fühlte ich instinktiv alle Trauer aus der Karte heraus. Krankheit bedeutet für jede Jugend Entsetzen, eine unheilbare Krankheit ist ärger als der Tod. Ich vermutete Schwindsucht und obwohl ich mir nicht einmal einen klaren Gedanken erlaubte, entfremdete sich Krista gewissermaßen allen meinen Sinnen. Nicht die Entfernung trennte mich von ihr, sondern das Mißtrauen der allzu gesunden, jungen Sinne meines Körpers. Aber daß sie mich mit Sie anredete, brante mich, denn ich war mir sofort über den wahren Grund dieser Anrede klar. Sie hatte aufgehört, sich über unsere Beziehung zu belügen. Wußte offenbar von Beginn an, daß ich sie nicht liebte und da sie nun krank war, handelte sie so, als hätte sie auf Liebe kein Anrecht. Vielleicht fühlte auch sie eine Entfremdung. Ich war ihr vielleicht zu gesund und der Weg zu mir war ihr der Scheu vor ihrem Leiden verwachsen. Von diesem Augenblick an schrieb sie mir wie einem Fremden. Und mit einem Schlag reif geworden, schrieb sie plötzlich klar, sachlich und mit ungewohnter Ruhe. Sie war fern von daheim, von ihren Bekannten und der gesunden Jugend. War zwischen fremden Menschen und „bereits ein halbes Jahr habe ich nicht tschechisch sprechen gehört. Habe aufgehört zu beten, denn ich habe die Freundschaft Gottes verloren. Habe mich gezwungen, nicht an ihn zu denken, denn ich identifiziere ihn mit meinem Schicksal. Jetzt aber bete ich jeden Abend laut. Gott ist mir eine Telephonmuschel geworden, in die ich tschechisch spreche.“

Ich weiß, wenn sie auch noch nicht von der Hoffungslosigkeit ihrer Krankheit überzeugt war, so doch wenigstens von der Unwahrscheinlichkeit ihrer Genesung. Und wenn vertraute sie ihre Verzweiflung an? Unterlag sie zuweilen jenem schwarzen Kummer, der sich schnell in eine laute Revolte gegen die verräterische Weltordnung verwandelt? Wem legte sie die Beichte ihrer Hoffnungen ab, deren keine erfüllt werden sollte? Wem klagte sie, wenn sie nicht begriff, daß sie wegen der Existenz eines unsichtbaren Bazillus, wegen einer lächerlichen Krankheit, wegen einer kläglichen Schwindsucht, die nicht sie, sondern nur ihre Lunge betraf, sterben mußte? Das heißt, daß sie nicht mehr sein wird, nicht lieben, nicht denken, nicht sehen und nicht fühlen wird. Unvorstellbar nicht sein wird. So vollkommen nicht sein wird, daß sie sich dies nicht einmal vorzustellen vermag. Und das alles wegen irgendeiner Lungenkrankheit, die sie nicht einmal gesehen hat und an der sie keine Schuld trägt. Oder erstickte sie alles in sich in der Scheu gegenüber Gesunden und in der Furcht, ihre Krankheit zu vergrößern, indem sie ihre Freunde zwang, an sie zu denken? Ich weiß es nicht. Nur ganz flüchtig, nur so nebenbei tauchte in ihren Briefen ein von Kummer schwerer Satz auf. Gleich darauf aber wieder eine anmutige Geste der Beschwichtigung. Aber ich vermochte dennoch nicht, aus meinen Briefen einen Unterton tiefen Mitgefühls auszuscheiden, der nicht von Krista hervorgerufen wurde, sondern von meiner eigenen Vorstellung und meinen traurig erstaunten Gedanken. Was immer ich auch tat, ich war mir stets bewußt, daß eine zum Tode Verurteilte schrieb. Und in der Jugend glauben

wichtig, der unendlichen Wirklichkeit jeder Individualität, jeder einzelnen Seele. Jede Seele bedeutet doch das Äquivalent der höchsten und vollsten Wirklichkeit: Christi, der sie erlöst hat. Nicht durch die Absicht, die uns mit dem allgemeinen Leben verbindet, nicht durch ein Raisonement, das sich über unsere Psychik erhebt, nicht durch die äußere Tat, sondern durch die einsamste Wesenhaftigkeit unserer nur unserem Gewissen zugänglichen — Erlebnisse — nehmen wir Anteil am Kampfe um die Erlösung, den Sieg des Menschen. Diese Merkmale des Katholizismus haben bewirkt, daß so viele dergroßen Schriftsteller des modernen Frankreichs — Balzac, Baudelaire, Barbey d'Aurevilly, Villiers de l'Isle Adam, Helle — in ihm die Kraft gefunden haben, die ihnen erlaubt hat, in ihrem inneren Leben, in der Auffassung des Menschen so gewissenhaft eindringlich zu sein, so tief und mutig in das Leben der Seelen zu greifen, daß ihre Schriften für alle — auch für die, die ihren Glauben nicht teilen — eine Schule des Mutes im Kampfe um die Wahrheit sind. Es ist das Ueberflüssigste in der Welt, wenn man diese Sache so betrachtet, daß der katholische Schriftsteller sich ein für allemal in dem Stande der Seele und des Geistes finden soll, der als aufbauendes Beispiel dienen könnte. Von diesem Gesichtspunkt aus ist es leicht, den Katholizismus

Baudelaire's und Barbey d'Aurevilly's zu ver-spotten, besonders wenn man das Aufbauende auf das demoralisierende Niveau speziell „moralischer“ Schriften einengt. Der Katholizismus bedeutet hier für mich eine bestimmte Gestaltung der Kultur, eine bestimmte grundsätzliche Haltung gegenüber den eigenen Erlebnissen und Erfahrungen. Seine Bedeutung beruht von dem uns hier interessierenden Gesichtspunkt aus darin, daß er uns nicht erlaubt, die Sphären des subjektiven Empfindens von der wirklichen geschichtlichen Tat voneinander zu scheiden. Unendlich wichtig ist einzig unser ganzes Leben, unsere ganze Individualität. Von diesem Gesichtspunkt aus haben wir unser ganzes geistiges Leben zu betrachten; darauf beruht eigentlich der Katholizismus — als psychische Haltung. Wenn wir daher von Katholizismus Baudelaire's reden, so haben wir dieses tendenziell gewissenhafte Verhältnis zu den eigenen Erlebnissen im Sinn, das ihn als Künstler kennzeichnete. Als das, was sie waren, sollten sie mit dem Wort gezeigt werden. Das Wort sollte die Gestalt so vollendet genau herausmeißeln, wie die Gestalt, die sich dem inneren Auge des bußfertigen Sünders zeigt, der die „vollkommene Reue“ hat. Jede Einzelheit ist hier kostbar, denn sie besitzt den unendlichen Wert des Blutes Christi. Jeder, der die Martyrologie des Lebens Baudelaire's kennenlernt, seine Vereinsamung, sei-

ne Not, muß zustehen, daß sein ausdauerndes Streben nach künstlerischer Vollendung dem Heroismus nicht fremd war. Jeder Zustand der Seele hatte für ihn einen einzigartigen Wert, und das Wort sollte ihn nicht annähernd, sondern gerade in dieser Einzigartigkeit wiedergeben. Nichts nämlich wird annähernd erlebt, sondern alles immer in einzigartiger Weise, die in sich ganz und für immer unveränderlich ist. Wenn man den Stil Baudelaire's mit dem Stil der Romantiker vergleicht, so erkennt man sofort, daß man es mit einem Menschen zu tun hat, der die Entscheidung des unversöhnlichen Lebens tief empfindet. Der Aphorismus Th. Gautiers „L'ineffable n'existe pas“ ist für Baudelaire etwas mehr geworden. als ein künstlerisches Glaubensbekenntnis. Bei Lamartine, Musset, Victor Hugo, Michelet, Lamennais gibt es, a priori nicht herausräsonniert, eine Ueberzeugung oder Hoffnung, daß schließlich die Bedeutung ihres persönlichen Lebens sich plötzlich wandeln könnte, daß der Wert ihrer Handlungen und Gefühle nicht beständig sei, daß es möglich sei, im Dasein etwas zu besänftigen, in Sentiment aufzulösen und zu überwinden. Das ist der der ganzen demokratischen Gefühlart eigene Glaube an die Unverantwortlichkeit, der zur Folge hat, daß die Demokratie als solche nie einen klassischen Schriftsteller, einen bis zum Grund bewußten Künstler erzeugt hat und zeugen wird. De-

mokrat im Denken sein heißt auf einer Zufälligkeit bauen, die von jedweder Notwendigkeit, jedweden inhaltlichen Umgrenzen der Seele abgelöst ist. Solche „Mystiker“, wie Maeterlinck u. Tadeusz Miciński, sind in ihrem Denken eigentlich immer von der Masse hypnotisiert: ein Virtuos wie Renan versteht es, aus seinen dialektischen Vorbehalten, seinen höchsten Feinosen. Fallen und Köder für die schwankende und wankelmütige Seele der Masse zu machen. Was für ein Aristokrat, Patrizier war im Vergleiche mit dem Autor der „Dialogues et fragments philosophiques“ in seiner Schreibweise Proudhon, und man kann zögern, Nietzsche von dem Vorwurf der Demagogie freizusprechen, wenn man ihn mit dem großen Meister der geistigen Redlichkeit, Sorel, zusammenstellt. Demokratismus im Denken bedeutet eine Verlegung des Zentrums der eigenen Gedanken nach außerhalb, in etwas, was sich nicht kennt und nicht unschrieben ist. Für Baudelaire gibt es nichts dergleichen. Er ergreift das, was ihm aus Erlebnissen als Inhalt der kulturellen Psychik seiner Zeitgenossen bekannt ist, und bestimmt es als Stand des Verfalls und der Sünde. Er bemüht sich nicht, für sich selbst oder die anderen einen Trost zu erfinden, er gibt das, was er sieht, und gibt es so, wie er es sieht. Er besiegt das über die kulturelle Psychik herrschende, unbedingt nicht männliche optimistische Vorurteil, daß das, was den Inhalt dieser Psychik darstellt,

Der Bücherwurm

Von CLIFTON CUTHBERT

Wenn die Leere des Diensttages sich nichtsterisch wichtig macht, ist es Zeit, daß der Geist die Stufen seiner Launen hinabtäncelt.

Das Leben ist eine trunke Göttin, die unsinnige Befehle stammelt über ihrem tollen Bereich.

Bring Bücher her, um der Wirklichkeit Oede zu mildern:

Herrliche Klassiker in blauem Maroquin, um den langweiligen Alltag zu bannen; erlesene Bände von Satirikern, um alles widerwärtige Geschehen zu entlarven;

gewichtige schwarze Folianten, um den armseligen Gehalt kurzlebiger Ereignisse zu zermalmen.

Die Menschen sind Sklaven der Geschnisse. Wahrheit kann sie erlösen — und Wahrheit ist nur in Büchern.

Staple sie um mich zu beiden Seiten auf und las mich ungestört, bis ich die letzten Widersprüche der Welt erkannt und überwunden.

Aus dem Amerikanischen von Otto F. Babler.

wir, daß Verstellung dem Tode gegenüber ein großes Verbrechen ist. Alle kleinen Talente, an denen wir in diesen Jahren so reich sind, schwinden vor dieser Macht, die du nicht zu bewegen vermagst. Das alles war so roh und so grausam. Krista fühlte es aus der Stimmung meiner Briefe heraus und schrieb, als reagiere sie darauf: „Aber im allgemeinen geht es mir gut. Ich esse, schlafe und mache den ganzen Tag über nichts. Warte auf die Heimkehr. Das ist ein wenig langweilig wie alles, was lange dauert. Und wenn ich zuweilen körperlich matt bin, so scheint es mir, als sei ich von dem verblichenen Warten müde.“ Allein die Krankheit wollte nicht weichen. Und da entschloß sich Krista, nach Hause zu fahren. Dem Arzt, der sie zurückhalten wollte, sagte sie: „Es hat keinen Sinn mehr. Ich will heim, solange ich noch Kraft genug zur Reise habe.“ Damals wußte sie bereits bestimmt, daß sie bald sterben werde.

Es war ein herrlicher Sommer. Sie machte kurze Spaziergänge mit mir und damit es nicht den Anschein habe, daß sie von der Sonne abhängig sei, ging sie häufig auch bei schlechtem Wetter aus, obwohl sie wußte, daß sie dies stets mit Kranksein büßen mußte. Sie hütfete sich jedoch, vor fremden Menschen ihre Krankheit merken zu lassen und schämte sich immer, wenn sie husten mußte. Deshalb ging sie aus, wenn sie sich stark genug fühlte und war immer darauf bedacht, nicht außer Atem zu geraten. Sie überlegte genau, was sie tun sollte, wie lange sie gehen dürfe, ohne müde zu werden und wieviel sie sprechen dürfe, ohne daß sie ihre Stimme nicht verschleierte. Der Gesamteindruck, den sie machte, war nicht der einer Kranken, aber der einer andern, vollkommen andern Krista. Allmählich ward mir klar, daß sie die ehemalige Krista, wie ich sie gekannt hatte, tot in sich trug. Und ihrem Andenken zuliebe war unsere Beziehung warm und, soweit dies möglich war, sogar vertraulich. Langsam aber vergaßen wir beide der teuren Toten, ohne daß jedoch unser beiderseitiges Interesse gelitten hätte. Krista lächelte und war lebenswürdig wie der frühe Herbst, obwohl nicht schön, erweckte sie einen geradezu pflanzenartigen Eindruck von Reinheit und Unbeflecktheit. Sie redete von dieser Welt wie jemand, der zu einem kurzen Besuch hier ist und allem mit freundlicher Höflichkeit begegnet. Ihre Auf-

merksamkeit konzentrierte sich auf Gegenstände, Gedanken und Leidenschaften, für die sich die Gastgeber nicht schämen müßten. Ihr Blick schien Häßliches und Niedriges nicht aufzunehmen. Tag für Tag und Wort für Wort erstand zwischen uns unter wärmendem Lächeln eine neue keusche Liebe. Wir hütfeten uns jedoch, sie anzudeuten, denn wir waren uns ihrer Vergänglichkeit nur allzu gut bewußt. Es war vergeblich, von ihr zu sprechen. Unausgesprochen und ungenannt verschönte sie alle unsere Worte und unsere Vorstellungen und nahm ihnen die Schwere des Stofflichen. Ausgesprochen, hätte sie mit ihrer ganzen grausamen Hoffnungslosigkeit unsere Herzen erfaßt. Wir dachten uns gegeneinander betragen wie zwei gesunde Menschen, aber einander zu lieben wie zwei gesunde Menschen hätten wir nicht vermocht.

Erinnere ich mich an unsere Beziehung von damals, kann ich nichts Äußerliches festhalten. Ich weiß zwar, welche Wege wir gingen, habe jedoch keine Erinnerung an den Eindruck, den jene Gegend auf mich machte. Im Gegenteil. Ich verlege jene Spaziergänge nicht in eine bestimmte Landschaft, sondern in irgendein Bild, in dem alles harmonisch und erwohnt ist. Und nur einen einzigen Satz aus unseren Gesprächen könnte ich wiederholen. Ich habe folgende Vorstellung: Ein schlankes, blaßes Mädchen beugt sich über eine volle Rose, deren Duft so stark ist, daß er sie fast schmerzlich berauscht. Ihre großen Augen sind von den gesenkten Lidern mit den langen, parallelen Wimpern verdeckt, die sich deutlich und jede einzeln von der bleichen Haut abheben. Ihre Lippen lächeln unbestimmt wie die Lippen eines Menschen, der sich wehrt, den Eindruck eines allzu Kranken zu erwecken. Ich stehe hinter dem Mädchen und es hängt von mir ab, das die Rose aufhört zu atmen. Sie wird ein totes, glanzloses, lebloses Ding von gelber Farbe werden, wenn ich es wünsche. Ich weiß nicht, wie ich mich entscheiden soll. Dem Mädchen verursacht die Rose zwar einen süßen, heftigen und berausenden Schmerz, der sich verflüchtigt, wenn der Glanz der Rose erloschen ist und sie ihren Duft aushauchen wird. Aber ich fürchte dennoch, das Mädchen von dem Schmerz zu befreien. Denn mir scheint, — aber darauf habe ich keinen Einfluß mehr — daß alles ringsumher in engem Zusammenhang mit dem Leben der Rose

steht, wer weiß, was geschehen könnte. Vielleicht lebt das Mädchen nur durch diesen heftigen Schmerz und hauptsächlich durch den mächtigen Willen, ihm eine anmutige und keusche Form zu geben. Ich weiß nicht, wovon wir zusammen redeten. Weiß nur, daß sie, von irgendeinem Buche sprechend, sagte: „Mir scheint, daß die Liebe dem Sterben alle Schönheit nimmt, deren es fähig ist.“

Im Herbst fuhr ich nach Prag und obwohl ich einmal schrieb, antwortete sie mir nie. Und niemals mehr habe ich sie gesehen, denn in jenem Winter starb sie. Nur ängstlich stelle ich mir ihr Ende übereinstimmend mit meiner Erinnerung an sie vor. Ich ahne aber, daß sie anders starb. Da gibt es Fieber und Husten und Beschwerden beim Atmen. Niemand habe ich mich geführt, mir die Wirklichkeit in ihrer ganzen Mischung von Schönheit und Niedrigkeit vorzustellen. Mochte sie noch so grausam sein, niemals wich ich vor ihrem Anblick zurück. Ich habe gesunde Sinne und Nerven und mein Gleichgewicht ist nicht abhängig vom Verschweigen der Rauheit des Lebens. Ich muß mich nicht beiliegen und würde mich schämen, wenn ich mich nicht stark genug fühlte, selbst die niedrigsten Erscheinungen des Lebens in mir zu verarbeiten und ihnen ihren Platz zuzuweisen. Ich gehe meines Wegs und halte die Augen so geöffnet, daß alles gleichzeitig in sie eindringen kann. Aber vor diesem Ende schließe ich sie. Sollte ich mir ihr Ende so vorstellen, wie es war, würde dies gegen den bestmöglichen Willen der Verstorbenen geschehen. Es schiene mir, als hätte ich sie betrogen und mich gegen sie mit allen niedrigen Mächten dieser Welt verbunden. Trug sie doch ihr schreckliches Ende bereits lange vor ihrem Tode und brauchte so viele mächtige und dennoch taktvolle Kräfte, um es vollkommen zu verwischen. Sie verdient daher, daß ich ihren Wunsch ehre und mir jene Zeit nicht vergegenwärtige, in der sie sich in Schweigen hüllte.

Mir fiel auch ein, daß sie dem allen vielleicht zugekommen und rechtzeitig verschwunden ist. Allein — und das sage ich unhörbar leise und mit dem Vorwurf, daß ich zu dieser Vermutung kein Recht besitze — vielleicht hat ihr dies ihre neue Liebe verwehrt, die sie mit derselben Anstrengung verbarg wie ihre Krankheit.

Berechtigte Übersetzung aus dem Tschechischen von Grete Reiner.

Gebirgs geschichte

Von Robert Walser

Ich bin scheinbar von der Absicht erfüllt, hier wieder einmal nach Herzensstücken spielerisch zu sein. Womit andern tände ich gewissermaßen, als mit einer Tochter, die von wundervoller Gestalt ist und ein Sportkostüm trägt, in dem sie im Verein mit ihrem Anbeter eine geistreiche Anhöhe bestiegt? Die Gute, Schöne und Feine ist die Abkömmling eines Menschen, der allerhand erlebt zu haben scheint. Vieles Erlebtes ist ja so unfein! Und nun spielt sie also, ohne eigentlich dazu berechtigt zu sein, die Unerreichbare, die sich zeitweise dennoch sozusagen ein bißchen von demjenigen erreichen, d. h. um die Hüfte fassen läßt, der sich genötigt sieht, in Henriette, denn so nennt sie sich, etwas wie sein Ideal zu erblicken. Er ist schlicht und brav, sie hingegen schillert, schimmert, glitzert von Verwöhntheit. „Du stehst so hoch über mir, daß ich mich beinahe nicht kenne, wenn ich dich auf deinen stolzen Mund zu küssen wage“, flüstert's heils aus ihm heraus, und sie findet es angenehm, sich von Gustav aufrichtig geliebt zu wissen, der eine Kraftnatur war, die nie ein Glas Bier über den Durst hinaus trank, was seine Partnerin sehr an ihm schätzte. Nummehr spielten einige Herren in einem Kaffeehaus Skat, aber ich will

dies Lieber auf sich beruhen lassen und keine ins hellauflauchende Gebirge zurück, das in einem Meer von Blau, Gold und zwietscherndem Grün schwamm. Zwar zwitscherte das Grün an sich nicht, sondern die vielen sich in demselben aufhaltenden lieben Vögelchen besorgten das, aber es sah aus und hörte sich an, als wäre die Stimme des Vernünftigen aus dem Mund des Grüns herauszuspringen und -klingen gekommen. Wie kommen uns gewisse Sinnesäußerungen anmutig vor! Doch weiter!

Silberbüche schmückten mit ihrer lebhaft sprudelnden Gegenwart klaffende, mit üppiger Vegetation bekleidete Abgründe oder Schluchten. Hoch empor ragten wieder anderseits Hochebirgsgipfel in das Wundervolle hinauf, das man mit dem Namen Aether zu bezeichnen pflegt. Scharf hob sich von der Bergflut Gustavs Habichtsanse wirkungsvoll ab, und das Ganze sah aus, als wäre es in der Unterhaltungsbeilage einer Zeitung gedruckt gestanden und sei von mir gelesen worden, und jetzt dichtete, malte und amhte ich es nach. „In welch' hohem Maß du für mich eine Göttin bist“, entrag es sich seiner vor Glück zitternden Seele.

Der knappenliegende Kleid schmeigte sich aufs brautliche jedem ihrer einzelnen, reizenden Gliedmaßen, die durchaus ebenmäßig zu sein schienen, gleichsam mit ihrer Uebereinstimmung an. Er sah es, wagte es beinahe nicht wahrzunehmen; immer wieder preßte er die kostbare Figur, die einen Herrennut auf dem Frauenhaar trug, mit innigster Unwillkürlichkeit ans Herz, falls nicht vollständig ausgeschlossen gewesen sein sollte, daß er ein solches sein eigen habe nennen können. „Würde es nicht schicklicher sein, wenn du dich etwas gebändiger verhältst?“, fragte sie ihn besorgt, und die Besorgtheit kleidete sie zum Entzücken. Ihm kam vor, sie stehe im Ballkostüm vor ihm. „Wenn ich dich doch einmal in uneingeschränkter Ausgeschnitttheit sähe“, kam's harmlos über seine Lippen. Er könnte so etwas womöglich auf andere Art vorbringen, meinte sie, war aber dennoch über solchen Ausgesprochenen froh. Immer höher hinauf glaubten beide klettern zu dürfen. Die zu ihren Füßen heiter ausgebreitete Erde glich einem teppichartigen Spielzeug. „Wir sind zwäi Träume“, sprach sie sanft, „begreifst du nicht, daß du's fassen?“ Er antwortete: „Ja, ich kann's bis zu einer gewissen Grenze.“

Sekundenlang schwiegen sie, dann entstand neues Gepolauer, und die Tannenwipfel schwiegen und redeten ebenso intensiv. Das Leben kam ihnen genal vor. Sie übertrugen ihre Gabe, glücklich zu sein aufs umliegende All.

Was ist feiner, denn „Essay“ zu schreiben, oder sich wie Henriette und Gustav in die Bergsamtkeitsaugen zu schauen?

Übersetzt von Mgr.

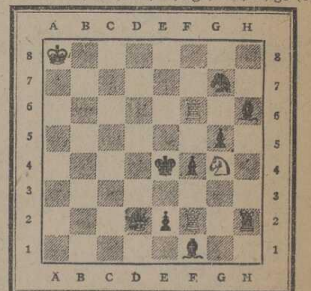
SCHACH GELEITET VON DR. ZD. MACH

Nr. 16 Aufgabe Nr. 967 (Erstabdruck) C. KAINER, Podhradni Lhota Schwarz: Ka8, Te8, Lg8, Sg7, Bb4, c3, d7, f6, g4 (9)



Weiß: Kc1, Da2, Ta1, Le6, Sa6, Bc6 (6) Weiß setzt in 3 Zügen Matt

Aufgabe Nr. 968 (3600 „Zlatá Praha“, 7. III. 1929) FR. MATOUSEK, Prag Schwarz: Ke4, Th2, Lf1, h6, Sg7, Bc2, f4, g5 (8)



Weiß: Ka8, Dd2, Tf2, f6, Sg4 (5) Weiß setzt in 3 Zügen Matt

Partie Nr. 537 Gespielt in der VII. Runde des Turniers um die Meisterschaft von Prag am 13. März 1929 Damenbauerspiel

Table with chess moves for Partie Nr. 537, including White and Black moves and a final position.

Weiß kündigte Matt in 5 Zügen (32. Df5xf8+, Kh8-h7, 33. Df8x7, Kh7-h8, 34. Df7-f6+, Kh8-h7, 35. Df6-g6+, Kh7-h8, 36. Dg6xh6 Matt)

Partie Nr. 538 Gespielt in der II. Runde des Turniers um die Meisterschaft von Prag am 27. Februar 1929 Vierspringerspiel

Table with chess moves for Partie Nr. 538, including White and Black moves and a final position.

Partie Nr. 539 Gespielt in der I. Runde des intern. Meisterturniers in Ramsau am 30. März 1929 Damenbauerspiel

Table with chess moves for Partie Nr. 539, including White and Black moves and a final position.

in jedem Fall irgendeine nähere oder fernere, aber positive Bedeutung besitze, daß ihm und überall diese Psyche die Phase eines Fortschrittes, einen seiner Momente bedeute. Dieses sentimentale Dogma ist eine der wichtigsten Ursachen, deren Wirkung die erstaunliche Aushöhlung des Geistes in Kreisen zuzuschreiben ist, die sich per force und kraft der Definition für fortschrittlich betrachten. Es ist eine sehr wichtige Angelegenheit, nicht zu glauben, daß alles, was wir denken und fühlen, eine positive Bedeutung haben müsse. Wer nicht zu leben weiß, ohne sich auf die gefühlsmäßige Sicherheit seiner schließlichen Rechtfertigung durch den unvermeidlichen Fortschritt zu stützen, der wird bestimmt im geistigen und sittlichen Leben nie der Wirklichkeit begegnen. Der sentimentale Glaube an den Fortschritt ist heute in den Kreisen der sog. Intelligenz die schädlichste Form der moralischen Heuchelei und der intellektuellen Unredlichkeit. Ich glaube, daß jeder, sofern er diese gefährliche Krankheit überstanden hat, mit dem Gefühl einer schwer faßbaren Scham — die Briefe Baudelaire's lesen, d. i. bei der Arbeit eines Menschen anwesend sein muß, der die Wahrheit an den Tag bringt, ohne den Glauben an eine mystische Macht, die dieser Bemühung einen unbegrenzten Wert verleiht allein, für sich und angesichts seiner selbst. Er befindet sich gegenüber sei-